

Knut Backhaus

Kaiphas und Herodes
oder:
Von der Banalität des Bösen



*Tafelaltar um 1600, Johann tom Ring (1571-1604),
rechter Seitenflügel: Darstellung Christi vor dem Hohenpriester
im Tempel zu Jerusalem*

Schrifttexte

Lesung: Ex 19,2-6

Sie waren von Refidim aufgebrochen und kamen in die Wüste Sinai. Sie schlugen in der Wüste das Lager auf. Dort lagerte Israel gegenüber dem Berg. Mose stieg zu Gott hinauf. Da rief ihm der Herr vom Berg her zu: Das sollst du dem Haus Jakob sagen und den Israeliten verkünden: Ihr habt gesehen, was ich den Ägyptern angetan habe, wie ich euch auf Adlerflügeln getragen und hierher zu mir gebracht habe. Jetzt aber, wenn ihr auf meine Stimme hört und meinen Bund haltet, werdet ihr unter allen Völkern mein besonderes Eigentum sein. Mir gehört die ganze Erde, ihr aber sollt mir als ein Reich von Priestern und als ein heiliges Volk gehören. Das sind die Worte, die du den Israeliten mitteilen sollst.

Evangelium: Lk 23,1-12

Daraufhin erhob sich die ganze Versammlung, und man führte Jesus zu Pilatus. Dort brachten sie ihre Anklage gegen ihn vor; sie sagten: Wir haben festgestellt, daß dieser Mensch unser Volk verführt, es davon abhält, dem Kaiser Steuer zu zahlen, und behauptet, er sei der Messias und König. Pilatus fragte ihn: Bist du der König der Juden? Er antwortete ihm: Du sagst es. Da sagte Pilatus zu den Hohenpriestern und zum Volk: Ich finde nicht, daß dieser Mensch eines Verbrechens schuldig ist. Sie aber blieben hartnäckig und sagten: Er wiegelt das Volk auf und verbreitet seine Lehre im ganzen jüdischen Land von Galiläa bis hierher.

Als Pilatus das hörte, fragte er, ob der Mann ein Galiläer sei. Und als er erfuhr, daß Jesus aus dem Gebiet des Herodes komme, ließ er ihn zu Herodes bringen, der in jenen Tagen ebenfalls in Jerusalem war. Herodes freute sich sehr,

als er Jesus sah; schon lange hatte er sich gewünscht, mit ihm zusammenzutreffen, denn er hatte von ihm gehört. Nun hoffte er, ein Wunder von ihm zu sehen. Er stellte ihm viele Fragen, doch Jesus gab ihm keine Antwort. Die Hohenpriester und die Schriftgelehrten, die dabeistanden, erhoben schwere Beschuldigungen gegen ihn. Herodes und seine Soldaten zeigten ihm offen ihre Verachtung. Er trieb seinen Spott mit Jesus, ließ ihm ein Prunkgewand umhängen und schickte ihn so zu Pilatus zurück. An diesem Tag wurden Herodes und Pilatus Freunde; vorher waren sie Feinde gewesen.

Diese Predigtreihe, liebe Schwestern und Brüder, hat ihr Ziel erreicht, wenn uns aufgeht: Ich selbst bin so eine Gestalt am Wegrand der Passion. Ich selbst spiele darin eine Hauptrolle. In manche Rolle können wir uns leicht versetzen: In Petrus etwa mit seiner Treue, seiner rückgratlosen Treue. Oder in Pilatus, den Verantwortlichen, der um Himmels willen nichts verantworten will. Aber heute: Kaiphas und Herodes? Unter allen Mitspielern die Unbekanntesten. Und doch: Nur diese beiden sind es, die Jesus schließlich auf dem Gewissen haben. An ihnen zuerst und zuletzt entscheidet sich der ganze Prozeß: Der König und der Hohepriester, der weltliche Landesvater Jesu und sein geistlicher Oberhirt. Es lohnt sich also, sie näher kennenzulernen. Und wenn es stimmt, daß wir selbst vorkommen in diesen Geschichten, dann lernen wir so uns selbst tiefer kennen.

Bericht von der Banalität des Bösen

Zuerst möchte ich von dem geschichtlichen Gegenstück des Jesus-Prozesses berichten. Er fand ebenfalls in Jerusalem statt, genau 1930 Jahre später. Aber – weiß Gott – ein anderer Angeklagter – und einer, der nicht immer nur schwieg. Vielleicht der furchtbarste Verbrecher der Menschheitsgeschichte. Sein Name: Adolf Eichmann, und er trug die Gesamtverantwortung für die Organisation des Holocaust, für Auschwitz und Treblinka, für den qualvollen Tod von Millionen Männern, Frauen und Kindern. 1960 wurde ihm in Jerusalem der Prozeß gemacht.

Als Berichterstatterin nahm die Philosophin Hannah Arendt an dem Prozeß teil. Sie erwartete eine blutrünstige Bestie zu sehen, einen brutalen Unmenschen. Aber dann schaute sie hin, und siehe: kein Monster, sondern ein normaler Mensch. Unter anderen Umständen, erklärte er, wäre er wohl Arzt geworden, doch könne er kein Blut sehen. Grundsätze, gab er an, habe er keine; doch habe er stets gewissenhaft seine Pflicht getan. Der Psychiater, der Eichmann untersucht hat-

te, hielt ihn, so sagte er, für einen „vollkommen normalen Menschen, normaler, als ich selbst mir vorkomme“. Hannah Arendt konnte keinen Zug von stierem Haß, Wahnsinn oder Blutrünst an Eichmann entdecken. Was sie entdeckte, war: hohle Gedankenlosigkeit und innere Leere. Kurzum: Eichmann war Verbrecher aus Seichtigkeit. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Das Buch, das sie über diesen Prozeß schrieb, trägt den Titel: „Ein Bericht von der Banalität des Bösen“.

In diesem Buch vertritt sie die These, nur das Gute könne Tiefe besitzen und deshalb im Wortsinn radikal sein, also zu den Wurzeln des Menschen reichen. Das Böse könne nicht radikal sein, nur extrem. Es wächst einfach aus Oberflächlichkeit, aus dem Nicht-nachdenken-Wollen. Das Böse ist eben banal, aber gerade weil wir mitunter lieber seicht sind statt tief, gerade deshalb ist die Welt des Bösen voll.

Ein Schilfrohr und ein übertünchtes Grab

Scheinbar weit entfernt noch von dem Prozeß Jesu stehen wir doch schon mittendrin. Denn hier steht einer vor Gericht, der vielleicht der einzige Mensch war, der radikal – ganz und gar und restlos – die Menschlichkeit Gottes lehrte und lebte. Man mag sich fragen: Warum mußte gerade er zum Tod verurteilt werden? Die Antwort lautet: Weil diese beiden, Kaiphas und Herodes, außerordentlich seichte Menschen waren: hohle Gedankenlosigkeit und innere Leere auch hier. So gibt uns auch die Bibel, wenn sie die beiden vorstellt, einen Bericht von der Banalität des Bösen.

a) Von Herodes Antipas war eben im Evangelium die Rede. Er ist nicht zu verwechseln mit seinem Vater gleichen Namens, der in der Kindheit Jesu eine so unguete Rolle spielt. Herodes Antipas war ein reicher Erbe, Vierfürst von Galiläa, der Heimat Jesu. Anders als von seinem Vater sind von Herodes Antipas kaum Scheußlichkeiten überliefert. Kriege

hat er eher selten und ungeschickt geführt. Dagegen schätzte er Prachtbauten, und das Heilige Land ist bis heute voll von seinen ehrgeizigen Projekten. Wir müssen uns diesen Herodes vorstellen als einen etwas faulen, aber liberalen Genußmenschen. Heute säße er wohl den ganzen Tag mit der Fernbedienung vor dem Gerät und zappte sich von Programm zu Programm. Richard Strauß hat ihm in seiner Oper „Salome“ ein Denkmal gesetzt: Dort besingt er arienweise Wein, Essen und Erotik. Vor allem aber liebte er es, beim Tanzen zuzuschauen. Da setzt der Evangelist Markus an mit seiner Erzählung, die so orientalisches anmutet, daß sie wahrhaft Opernstoff bietet. Herodes hatte, so berichtet er (6,17-29), ein Verhältnis mit seiner Schwägerin, die Herodias hieß. Johannes der Täufer, der Bußprophet vom Jordan, übte öffentlich Kritik daran, und Herodes ließ ihn in den Kerker werfen. Tatsächlich aber war er fasziniert von diesem Mann, der es wagte, so ungeniert die Wahrheit zu sagen. „Sooft er mit ihm sprach“, berichtet Markus, „wurde er unruhig und ratlos, und doch hörte er ihm gern zu.“ Herodias aber wollte sich am Täufer rächen, und so – bei einem Festmahl – ließ sie ihre Tochter tanzen, was dem König so gut gefiel, daß er vor der ganzen Festgesellschaft schwor, ihr jeden Wunsch zu erfüllen, und wenn es die Hälfte seines Reiches wäre. Sie wünschte sich das Haupt des Täufers Johannes. „Da wurde der König sehr traurig“, da er sich aber vor der Hofgesellschaft nicht blamieren wollte, schickte er den Henker, den Täufer zu enthaupten. Der große Prophet vom Jordan – Opfer eines kleinlichen Spaßes in Trinkerlaune.

Ganz ähnlich im Evangelium heute (Lk 23,1-12): Wieder begegnet Herodes in seinem sinnleeren Leben der Chance, in die Tiefe zu gehen, und wieder wird ein banaler Scherz daraus. Wir haben gehört: Pilatus will sich die Affäre vom Hals schaffen. Also schickt er Jesus zu Herodes, der zum Paschafest in Jerusalem weilt, denn ein wenig fromm war Herodes auch, und die Gesetze der Frömmigkeit schrieben das nun einmal vor. Und da er ein wenig fromm war und

zudem liberal und zudem auf Unterhaltung aus, so ist er auch an Jesus brennend interessiert. In der ganzen Passionsgeschichte ist er der einzige, der sich über Jesus von Herzen freut: „Herodes freute sich sehr, als er Jesus sah; schon lange hatte er sich gewünscht, mit ihm zusammenzutreffen, denn er hatte viel von ihm gehört. Nun hoffte er, ein Wunder von ihm zu sehen“. Es ist wirklich so, als zappte sich Herodes jetzt in ein Programm mit religiöser Attraktion. Ein Wunder, das ist soviel wert wie ein Tanzspektakel. Aber ein Wunder geschieht nicht, denn das einzige Wunder, das wirklich hätte geschehen können, wäre die Verwandlung dieses Menschen gewesen. Entsprechend hohl werden die „vielen Fragen“ des Herodes geklungen haben, und Jesus antwortet ihm nicht einmal. Bei Menschen ohne innere Wurzeln führt schon der Hauch von Gegenwind abrupt zu völligem Richtungswechsel. In der ganzen Passionsgeschichte ist Herodes der einzige, von dem es heißt, er habe Jesus Verachtung gezeigt. Judas, Pilatus – sie haben Jesus wenigstens ernst genommen. Herodes aber macht sich jetzt einen Spaß: Er schickt Jesus, mit einem Prunkgewand – Herodes war ja prunkliebend – zu Pilatus zurück: Jesus – die Karikatur eines Königs.

Und so hat der König seine Chance verspielt: Zweimal in seinem trivialen Dasein ist ihm die Wahrheit begegnet, beide Male hat er mit dem Gedanken gespielt, es könnte ja was dran sein, beide Male hat er die Wahrheit dann umgebracht. Nicht aus Bosheit, sondern aus Spaß am banalen Leben. Und so bleibt das Leben, ein wirklich königliches Leben, am Ende ungelebt. Jesus hat einmal über seinen Landesherrn gesagt: Fein gekleidet, aber darunter ein Schilfrohr, das im Winde schwankt (vgl. Mt 11,7-9). Dieses Wort ist zum geflügelten Wort geworden für Charakterlosigkeit. Nicht Jesus, Herodes ist die Karikatur eines Königs. Ein Schilfrohr, das im Winde schwankt. – Vielleicht sind wir ihm doch ein wenig ähnlicher, als wir denken.

b) Der Hohepriester Joseph Kaiphas war von anderem Zuschnitt. Kein Müßiggänger und Tagedieb wie Herodes, sondern ehrgeizig und realistisch. Er hatte sich hochgearbeitet, nachdem er wohl – wie sein Beiname Kaiphas, das heißt: der Befrager, andeuten mag – als eine Art religiöser Untersuchungsrichter begonnen hatte. Wenigstens hierin ist er sich bis zuletzt treu geblieben. Damals war das Amt des Hohenpriesters ein Spielball der römischen Besatzer. Kaiphas stieg zu diesem Amt empor, weil er im rechten Moment die rechte Frau geheiratet hatte und sein einflußreicher Schwiegervater Hannas, selbst einmal Hoherpriester, ihn kräftig förderte. In einer Zeit, in der man im Durchschnitt nur wenige Jahre Hohepriester war, hat Kaiphas sich achtzehn Jahre lang gehalten. Kaiphas wußte, was er wollte. Er vermochte geschmeidig zu lavigieren zwischen seinem jüdischen Volk und den römischen Machthabern. Seinem Schwiegervater scheinen nach rabbinischer Überlieferung Kaufhallen auf dem Tempelberg gehört zu haben, in denen die Abertausende, die zu den Festtagen nach Jerusalem pilgerten, mit Opfertieren, Tempelgeld oder anderen Andachtsgegenständen versorgt wurden. Der Tempel, für den Kaiphas verantwortlich war, war das Fort Knox seines Volkes, in dem der Staatsschatz gelagert war; er war das Wirtschaftszentrum seines Volkes, in dem ein Großteil des Bruttosozialprodukts umgesetzt wurde; er war der Stolz seines Volkes, weil er als ewiges Denkmal des Judentums galt. Nur eines war er nicht: ein Heiligtum des lebendigen Gottes. Daran hatte Jesus wenige Tage zuvor erinnert, als er im Tempel das Ungeheure sagte: Ihr tut so im Gotteshaus, als ob es Gott nicht gäbe! Aber allein das will Religion: daß Menschen hier leibhaftig lernen, an den Vater zu glauben, an den Menschen neben sich zu glauben, an sich selbst glauben. Dazu ist der Tempel, dazu seid ihr Priester da. Von dieser Stunde an, so heißt es, sei Kaiphas sein Todfeind gewesen, und die Annahme ist gut begründet, daß diese sogenannte Tempelreinigung die Ursache für die Beseiti-

gung Jesu war. So bringt Kaiphas gehetzt am Anfang unseres Evangeliums Jesus zu Pilatus, dann steht er bei Pilatus, hartherzig hetzend, und dann steht er auch bei Herodes, und da Jesus nicht redet, redet er um so lauter. Hundert gute Gründe, religiöse Gründe versteht sich, Jesus umzubringen. Aber aus all diesem Hetzen spricht nur ein einziger Grund: Angst vor der Macht der Wahrheit. Was mag werden aus seiner so mühselig erarbeiteten Macht, aus seinen so sorgsam behüteten Sicherheiten, wenn dieser Galiläer recht hätte: Wenn Gott nicht berechenbar wäre bis in die kleinsten Münzen des Tempelgeldes? Wenn Gott Wärme und Weite in Person wäre, wie dieser dort behauptet? Wenn Gott das wirklich wollte: Du mußt dein Leben ändern?

Und so hat der Hohepriester seine Chance verspielt. Jesus hat diesem Realpolitiker den Spiegel vorgehalten, und der Hohepriester Kaiphas sah die Wahrheit, und er beschloß nicht, sich zu ändern; er beschloß, den Spiegel zu zerschlagen. So bleibt das Leben, ein wirklich priesterliches Leben, am Ende ungelebt. Jesus hat einmal mit Blick auf diesen Hohenpriester und seinesgleichen gesagt: ein übertünchtes Grab – nach außen fein geputzt und im Inneren nichts als Tod und Leere (vgl. Mt 23,27-33). Auch dieses Wort ist zum Sprichwort geworden. Übertünchtes Grab – was für einen Innenleben führen wir? Leben wir realpolitisch, tun wir so, als ob es Gott nicht gäbe? Ein Kaiphas wohnt wohl auch in den Gräbern unseres ungelebten Lebens.

Licht und Zwielight

Schwankendes Rohr und übertünchtes Grab! Warum mußte Jesus gerade solchen graumäusig-alltäglichen Menschen zum Opfer fallen: einem vergnügungssüchtigen Tagedieb und einem angsterfüllten Streber? Nun, gerade darum: weil das Geheimnis des Bösen nicht in der Tiefe liegt, sondern in der graumäusig-alltäglichen Banalität.

Vierhundert Jahre vor Christi Tod hat sich der Philosoph Platon gefragt, was wohl geschehen würde, wenn der vollkommene Gerechte auf Erden erschiene. Und er hat die Antwort gegeben: Die Menschen würden ihn geißeln, blenden und kreuzigen. Weil ihre Augen sich so gewöhnt haben an das graue Zwielflicht des Alltags, daß jeder Versuch, in der Wahrheit zu leben, daß jeder Mensch, der Licht ausstrahlt, ihnen nur Angst und Haß einjagt.

Machen wir die Probe aufs Exempel: Viele Unabhängigkeitskämpfer hat es gegeben unter den Völkern, die zu Waffen und Haß aufriefen, und sie starben meist auf natürliche Weise. Ein einziger rief auf zu Frieden und Liebe. Er hieß Mahatma Ghandi und wurde ermordet. Viele Freiheitskämpfer hat es gegeben in den Staaten, die Rache und Gewalt verkündeten, und sie starben auf natürliche Weise. Ein einziger verkündete Vergebung und Ausgleich. Er hieß Martin Luther King und wurde ermordet. Viele arabische Staatsführer hat es gegeben, die Kriege erklärt haben, und sie starben auf natürliche Weise. Einer hat Frieden erklärt. Er hieß Sadat und wurde ermordet. Viele israelische Politiker hat es gegeben, die Mißtrauen gegen die Palästinenser hegten und säten. Ein einziger hegte und säte Vertrauen. Er hieß Rabin und wurde ermordet.

Stundenlang könnte man so fortfahren.

Ja, die Menschen halten das Licht nicht aus, weil ihnen das graue Zwielflicht des Alltags so bequem ist. Nicht weil die Menschen zutiefst grausam sind, halten sie sich das Gute vom Leibe, sondern weil sie bequem sind. Der Tod Jesu – das war der Aufstand des Hühnerhofs gegen den Adler.

Und wir?

Im Eingang hatte ich gesagt: Herodes und Kaiphas verstehen – das heißt gerade auch zu sehen: Wo spielen wir in unserem eigenen Leben deren Rollen? Eines zumindest ver-

bindet jeden von uns heute abend mit den beiden. Jeder von uns ist gesalbt worden mit dem Chrisam, mit dem in der Antike Könige wie Herodes und Priester wie Kaiphas gesalbt wurden. Dies geschah bei uns in der Taufe, und der Priester hat damals – auch wenn wir es noch nicht hören konnten – zu uns gesagt: Du, kleiner Christ, bist berufen zum König und zum Priester.

Und das sind wir. Herodes und Kaiphas haben, als sie Jesus begegneten, *ihre Berufung verspielt*: aus Faulheit, aus Angst, aus banaler Freude am Alltag. Wir können in der Begegnung mit Jesus *unsere Berufung entdecken*. Wir können versuchen, uns in dieser Begegnung zu verankern, können versuchen, in seiner Wahrheit zu leben. Wenn wir immer wieder das Herz und das Rückgrat haben, gegen die Banalität, gegen die Oberflächlichkeit, gegen den mausgrauen Durchschnitt anzugehen: um uns und weiß Gott auch in uns. Denn der eigentliche Feind des Glaubens ist nicht der Zweifel, nicht der Haß, nicht die Bosheit und nicht der Unglaube. Der einzige wirkliche Feind des Glaubens ist die Oberflächlichkeit. Man kann aus seinem Leben alles machen, und für alles mag Gott Verständnis haben: für Umwege und Irrwege und Scheitern und Verzweifeln. Für eines nicht: für graumäusige Oberflächlichkeit.

Und darin sind Herodes und Kaiphas für alle Zeiten zum Denkmal geworden: schwankendes Rohr und übertünchtes Grab. In der Begegnung mit Christus aber kann man werden zu einem königlichen Menschen, der sein Leben in der Tiefe beherrscht, zu einem priesterlichen Menschen, der es wagt, zu glauben an Gott, an die Menschen neben sich und an sich selbst.

Adler, die zwischen Hühnern erzogen worden sind, so heißt es, würden niemals das Fliegen lernen, sondern zeit ihres Lebens hilflos mit den Flügeln schlagen, am Boden scharren und zufrieden sein mit dem niedrigen Verschlag ihres Bretterzauns. Nur eine Möglichkeit soll es geben, sie das Fliegen

zu lehren. Man läßt sie auf einem hohen Berg die aufgehende Sonne sehen, und dann steigen sie empor und ziehen ihre Kreise am Himmel.

Königliche Menschen, priesterliche Menschen – sie sind solche Adler inmitten des Hühnerhofs. Weil sie die Sonne gesehen haben. Fürwahr, es lohnt sich, Christ zu sein.